



EIN BESONDERER ORT
FRANZ ALTO BAUER

Studium der Klassischen Archäologie und Kunstgeschichte in München. 1993 Promotion daselbst, 2001 Habilitation in Basel. 1994–95 Forschungsstipendiat am Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom (Bibliotheca Hertziana), 1997–2002 Referent für Spätantike und Frühmittelalter an der Abteilung Rom des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom. Heisenberg-Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Forschungsstipendien am Center for Byzantine Studies in Dumbarton Oaks (Washington) und an der Abteilung Istanbul des Deutschen Archäologischen Instituts. Gast- und Vertretungsprofessuren an den Universitäten Basel, Berlin (Humboldt), München, New York (Columbia) und Zürich. Seit 2007 Professor für Spätantike und Byzantinische Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Vater zweier Kinder. Publikationen: *Stadt, Platz und Denkmal* (1996); *Das Bild der Stadt Rom im Frühmittelalter* (2005); *Gabe und Person: Geschenke als Träger personaler Aura in der Spätantike* (2009). – Adresse: Institut für Byzantinistik, Byzantinische Kunstgeschichte und Neogräzistik, Ludwig-Maximilians-Universität, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München. E-mail: franz.alto.bauer@lmu.de

In jeder Gesellschaft finden sich Bereiche, die als besonders wahrgenommen werden, Orte, an denen Besonderes geschah und geschieht. Diese Orte grenzen sich oftmals ab, kennzeichnen sich als abgeschlossene Bereiche, befinden sich in einer außergewöhnlichen Lage. Sie werden umkreist von Geschichten und Mythen, die von lange zurückliegenden Urereignissen berichten, von übernatürlichen Dingen, welche diese Orte ihres Umfelds entheben. Zugleich sind sie Kontaktbereiche, in denen sich himmlische und irdische

Sphäre berühren. Von solchen Orten führt eine Brücke zum Numinosen, hier enthebt man sich des Alltags, nähert man sich dem Unerklärlichen, spürt man die Anwesenheit überirdischer Mächte. Es gibt diese Orte überall, in jeder Gesellschaft, ihr Aussehen lässt sich beschreiben, ihre suggestive Wirkung lässt sich analysieren, ebenso ihre Bedeutung als Projektionsflächen von Ängsten und Hoffnungen. Was freilich viel schwieriger zu fassen ist, sind die Gründe für ihre Verortung: Warum wurde das Zentralheiligtum des Judentums auf dem Jerusalemer Tempelberg errichtet? Warum wurde das Apollonheiligtum von Delphi am Abhang des Parnass errichtet? Warum die Kaaba in Mekka? Gewiss: Religiöse Erzählungen und Mythen berichten von wundersamen Ereignissen, welche diese Ortswahl zwingend machten, berichten von Übernatürlichem, das sich eben genau dort ereignete. Nun kann es natürlich sein, dass sich tatsächlich an manchen Orten eine Erdspalte öffnete, ein Blitz einschlug, sich etwas Besonderes zutrug, was eine sakrale Anreicherung nach sich zog. Aber mit einer solchen Erklärung würde man es sich sehr einfach machen. Denn die eigentlich spannende Frage ist ja, wie man nachträglich eine Ortswahl erklärte, wie man nach und nach Geschichten spann von wundersamen Ereignissen, die sich angeblich dort zutrug, kurz: Wie man die Besonderheit eines Orts ins kollektive Bewusstsein transportierte.

Auch die Kirche Hagios Demetrios in Thessaloniki war und ist ein besonderer Ort. Sie ist Gegenstand eines Projekts, dem ich im vergangenen Jahr am Wissenschaftskolleg nachging. Dabei handelt es sich um das Aufkommen und die Karriere eines Heiligen, des hl. Demetrios, in einer städtischen Gesellschaft von der Spätantike bis ins 15. Jahrhundert. Und wer sich mit der Verehrung eines Heiligen, seiner Rolle als Spiegel kollektiver Befindlichkeiten beschäftigt, der begibt sich unweigerlich in den Dschungel der Hagiographie. Und hier finden wir sie wieder: die Geschichten vom wundersamen Ursprung eines besonderen Orts. Ein christlicher Märtyrer, der angeblich auf Befehl eines grausamen heidnischen Kaisers in einer alten Thermenanlage im Herzen Thessalonikis getötet und verscharrt wurde. Gewiss, das konnte sich so nicht zugetragen haben, denn selbst ein Hingerichteter hatte in der Spätantike das Recht auf eine Bestattung, und diese Bestattung hatte vor den Mauern der Stadt zu erfolgen. Man hatte also nachträglich hagiographisch ‚erklärt‘, was eigentlich nicht sein konnte, eine innerstädtische Märtyrerkirche.

Viel schwieriger zu beantworten ist die Frage, warum die Kirche an jenem Ort entstand, an dem sie sich heute befindet, nördlich der Agora, also des Stadtzentrums des alten Thessaloniki. Der Versuch, eine Antwort hierauf zu finden, führt uns in die Spätantike, in eine Zeit tiefgreifender Umbrüche innerhalb des Städtewesens. Städte mussten

sich, um gegen Angreifer gefeit zu sein, auf einmal wieder mit Mauern umgeben; die Versorgung mit Lebensmitteln stockte, ebenso die Wasserversorgung über die Aquädukte. Die reiche Oberschicht, die seit jeher als Gegenleistung für öffentliche Anerkennung prächtige Baustiftungen unternahm, schmolz zusammen. Theaterbauten, Thermen und Tempel – diese Bauten wurden funktionslos, erhoben sich als riesige Findlinge in der spätantiken Stadt, hatten aber keinen erkennbaren Sinn mehr, keine nachvollziehbare Funktion. Zugleich steigerte sich in der Bevölkerung der spätantiken Stadt die Sehnsucht nach Helfern, übernatürlichen Patronen, Heiligen, welche in die Rolle der staatlichen Instanzen schlüpften und Sicherheit und Wohlergehen zu garantieren hatten. In der spätantiken Stadt trafen somit Unerklärliches und Sinnsuche aufeinander, monumentale Strukturen, die nach einer Erklärung riefen, und das tiefsitzende Bedürfnis nach der Gegenwart übernatürlicher Helfer. Und so ist es kein Zufall, dass sich die Heiligen der Spätantike gerade in den Großbauten aufhielten, dass sich der hl. Demetrius in einer funktionslosen Thermenanlage einnistete. Der Bau lag halbverfallen da, harrete einer Erklärung und zog magisch eine Person an, die sich als Projektion kollektiver Wünsche etablierte. Sinnsuche und Spiritualität waren wie eine gesättigte Lösung, die nur ein Staubkorn braucht, um einen Kristall erblühen zu lassen.

* * *

Besondere Orte lassen sich am besten von besonderen Orten aus verstehen, Orte, die in ähnlicher Weise denjenigen entheben, der sich in ihnen befindet. Die tagtägliche Erfahrung des Besonderen sensibilisiert die Wahrnehmung und befördert das Verständnis anderer besonderer Orte. Gewiss, das Wissenschaftskolleg zu Berlin ist kein Orakelheiligtum oder eine spätantike Heiligenverehrungsstätte. Und doch ist es ein Ort, der einen Stipendiaten für die Dauer seines Aufenthalts dem Normalen entbindet, ihn in eine besondere Sphäre führt, die notwendigerweise nur von begrenzter Dauer sein kann, weil sie sonst nichts Besonderes wäre. Unser Leben am Wissenschaftskolleg bewegte sich zwischen mehreren Gebäuden und Räumen, die in ihrer Art völlig unterschiedlich sind, Ausdruck verschiedenster Entstehungsumstände sind, die aber in ihrer Lage, dem teuren Grunewald, und in ihrer ebenso aufwändigen wie zurückgenommenen Gestaltung einen besonderen Anspruch formulieren. Da ist das Hauptgebäude, eine Stadtvilla aus dem frühen 20. Jahrhundert, die als Rahmen für Vorträge, Empfänge und gemeinsame Essen dient. Da ist ferner die sogenannte Weiße Villa, ein entkernter und tiefgreifend neu

gestalteter Bau aus dem späten 19. Jahrhundert, der von den Fellows vor allem als Quelle aller gewünschten Bücher wahrgenommen wird. Und da sind natürlich auch jene Gebäude, in denen die Großzahl der Fellows lebt, die etwas wuchtige Villa Walther mit ihrem modernen Anbau, und die Villa Jaffé. Nur ein Gebäude wurde von Grund auf für die Bedürfnisse des Wissenschaftskollegs errichtet, das etwas nüchtern als „Neubau“ bezeichnet wird – ein wahres Juwel im Campus des Wissenschaftskollegs, das allen Anforderungen eines besonderen Wissenschaftsorts Rechnung trägt.



Abb. 1: Der „Neubau“ des Wissenschaftskollegs

Die Gestaltung des Neubaus, der 1981/82 vom Berliner Architekten Burckhardt Fischer konzipiert wurde, geht weit über seine Funktionalität im engeren Sinne hinaus, seine wunderbare gläserne Transparenz erlaubt Einsehbarkeit und Einsichten; sein

Detailreichtum bei gleichzeitigem Verzicht auf bildliche Ausstattung lässt tagtäglich fragen, warum dies so ist, animiert zu Erklärungsversuchen. Jedes Büro hat einen eigenen Schnitt, manche größer, manche kleiner, keines jedoch auf rechteckigem Grundriss, manche mit Glasfront, manche mit eigenem kleinen Austritt, manche mit Terrassenzugang und so fort. Vom Inneren des Neubaus ergibt sich ein wunderbarer Panoramablick auf das Hauptgebäude, und dennoch: keines der Büros öffnet sich zum Hauptgebäude. Die meisten Arbeitsräume öffnen sich in das Grün des schmalen Gartens an der Rückseite des Gebäudes. Wer hier arbeitet, weiß warum: das Betreten des eigenen Büros bewirkt täglich aufs Neue eine Entkoppelung, das Betreten eines Bereichs, der das eher Formale und Verpflichtende des Hauptgebäudes hinter sich lässt. Der Ort eigenen Nachdenkens, das Büro, wird so zu einem Ort des Ausblicks, nicht des Rückblicks.



Abb. 2: Blick aus dem „Neubau“ auf die Wallotstraße

Überall sind Fenster und Türen unterschiedlichen Zuschnitts eingepasst, gerade Winkel sind die Ausnahme, im oberen Geschoss gibt es hinter der Küche eine verwilderte Terrasse, die kaum betreten wird, aber eben vorhanden ist. Verspielte Bauten dieser Art, die zum Entdecken einladen, die unkonventionelles Verhalten ermöglichen, ja geradezu fördern, sind auch Orte der Kreativität. Wo der Körper und das Auge Auslauf haben, da hat auch der Geist Auslauf. Der „Neubau“ ist die perfekte Umsetzung des Ideals, auf dem das Wissenschaftskolleg gründet. Die Entwerfenden dieses Bauwerks haben das verstanden und diese Grundidee bis in die feinste Verästelung umgesetzt, indem sich nichts wiederholt, kein Detail sich doppelt. Sie geben noch heute jedem, der hier arbeitet, das Gefühl des Besonderen.

Man hört, dass sich um den Ort des Wissenschaftskollegs schon bald eine Gründungslegende zu ranken begann, die zu erklären versucht, was so schwer zu erklären ist: warum genau hier? Mein Freund und Fellow-Kollege Clemens Leonhard stieß bei seinen Recherchen auf eine volkstümliche Überlieferung, der zufolge sich an der Stelle des späteren Wissenschaftskollegs schon früh ein Ort befunden hat, an dem Gastlichkeit und Magie auf unheimliche Weise zueinanderfanden. Es geht die Geschichte, vor langer Zeit habe sich hier ein Wirtshaus befunden, gegründet vom Sohn eines Buchbinders, der im Zorn von seinem Vater geschieden war, sich aber dann an diesem Ort wieder mit ihm versöhnte. Auch seine beiden Schwestern, die in der Ferne das Hexeneinmaleins gelernt hatten, fanden sich bald hier ein, und umweht vom Duft gebratener Wildschweine erzählte man sich in einem wachsenden Kreis von interessierten Gästen von den staunenswerten Dingen dieser Welt. So fanden Wissenspflege und die Sorge um das leibliche Wohl schon früh zu einer idealen Verbindung und erfreuen noch heute denjenigen, der das Glück hat, hier länger Gast zu sein.

So weit diese Gründungslegende, so weit diese Erzählung, in der man dem Besonderen eine Geschichte gab. Man versuchte das Besondere zu begreifen, zu erklären, was eben nicht oder nur zum Teil erklärbar ist: dass es in unserer Mitte Orte gibt, in denen wir in idealer Weise verdichten, was wir uns ersehnen. Diese Orte setzen ins Anschauliche und Erfahrbare um, was wir begehren, bilden magnetische Pole in unserer Wunschlandschaft, die sich anreichern, weil sie außergewöhnlich sind, und außergewöhnlich sind, weil sie fortwährend angereichert werden. Das Wissenschaftskolleg zu Berlin ist ein

solcher Ort. In der Welt der Wissenssuche ist es der Ort, wo unsere Idealvorstellungen Gestalt angenommen haben und jeden Tag neu Gestalt annehmen. Es ist einer jener Bereiche, in denen wir formulieren, was wir wollen, in denen erfahrbar ist, wie es eigentlich sein sollte – ein besonderer Ort eben.